

Rhein und Düssel

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 26.

Düsseldorf, 27. Juni

1914.



Eröffnung des Hohenzollern-Kanals Berlin—Stettin

am 17. Juni: Der Dampfer „Alexandria“ mit dem Kaiser an Bord sowie mit mehreren Ministern, den Oberpräsidenten von Brandenburg und Pommern, Reichstagspräsident Kaempf u. a. durchschneidet das gespannte Seil bei der Durchfahrt der Schleusen bei Niederfinow. Gebr. Hagedel.

Geographie.

Von Fritz Müller.

Wenn ich an meine Geographiestunden in der Mittelschule zurückdenke, dann wird mir, ich weiß nicht wie.

„Heute kommen wir zu den Städten am Rhein,“ sagte der Geographieprofessor und strich sich seinen Bart, um das erste Gähnen zu verbergen. Dann kam eine Pause. Darauf fing er wieder an:

„Also zu den Städten am Rhein kommen wir heute.“ Wieder eine Pause.

„Also, was der Rhein ist, das wissen wir ja schon. — Welzel, was ist der Rhein?“

„Der Rhein ist Deutschlands schönster Strom,“ schnurrte der Welzel herunter. Elegant umschiffte er die Klippe des Doppelschlaufs innerhalb Deutschlands schönstem Strom. Denn er hatte den Satz vorchriftsmäßig auswendig gelernt.

„Gut,“ sagte der Professor, „jetzt soll der Leschner noch die Länge repetieren.“

Und der Leschner repetierte die Länge von Deutschlands schönstem Strom:

„Der Rhein ist einhundertzweiundsechzig Kilometer lang,“ sagte der Leschner wie aus der Pistole geschossen.

„Ist richtig — so — und jetzt soll mir noch der Hausmann — nein, der Hausmann war schon in der letzten Stunde dran — jetzt soll mir noch der — der Schwegerl etwas sagen —“

Schwegerl war mäßig interessiert.

Schwegerl konnte mit den Ohren wackeln. Diese Ohren bewegte jetzt der Schwegerl in der Richtung nach dem Katheder und blinzelte dazu. Natürlich mußten wir lachen.

„Schwegerl, warum lachst du?“ sagte der Professor.

„Ich habe nicht gelacht,“ sagte der Schwegerl und legte seine Ohren wieder langsam nach rückwärts. Natürlich mußten wir jetzt noch mehr lachen.

Und dann gab es, ebenso natürlich, eine viertelstündige Untersuchung über das Gelächter. Und natürlich kam nichts heraus

dabei, denn wir hielten fest zusammen. Aber etwas, dachte der Schwegerl bei der Untersuchung, kommt doch heraus dabei: er wird seine Frage an mich vergessen. Und verstocken wollte er sich setzen.

„Halt,“ sagte der Professor, „halt, Schwegerl, du hast meine Frage noch nicht beantwortet — auf das Gelächter werde ich später noch zurückkommen. Also, Schwegerl, gib jetzt Antwort auf meine Frage.“

Schwegerl schwieg und bewegte leise seine Ohren wie zwei Fächer. Und wir zwickten uns erfolgreich in den Oberkörper, um das Lachen zu unterdrücken.

„Nun, wird's bald, Schwegerl?“

Schwegerl schwieg, nur seine Ohren sprachen eine stumme Sprache.

„Wenn du auf eine solche leichte Frage nicht einmal antworten kannst, Schwegerl, dann muß ich dir einen Bierer notieren.“

Schwegerls Ohren wurden vor Schrecken starr. Dafür ging jetzt sein Mund auf:

„Entschuldigen Sie, Herr Professor, aber Sie haben mich noch gar nichts gefragt.“

„Was? Ich hätte dich nichts gefragt? Natürlich habe ich dich gefragt. Sattler, sag ihm meine Frage.“

Sattler war der Primus in der Klasse.

Er wußte alles. Er wußte mehr als alles, und er kannte den Professor in- und auswendig.

„Als was stürzt sich der Rhein in den Bodensee?“ bellamierte Sattler.

„Nun, siehst du, Schwegerl, das habe ich dich gefragt.“

Eine Welle der Empörung ging durch die Klasse. Ein drohendes Gemurmel flog auf.

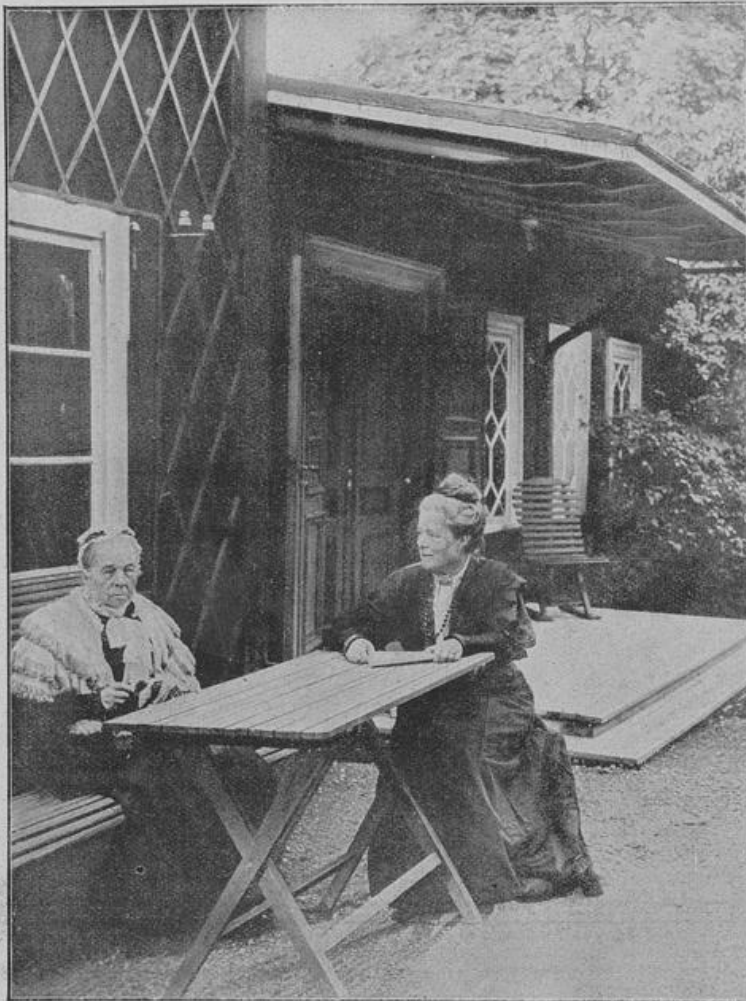
„Was ist denn los?“ fragte der Professor.

Ich hob den Finger, ich schnellte empor, ich haspelte heraus:

„Der Sattler hat etwas gesagt, was Sie gar nicht gefragt haben, Herr Professor.“

Ein anderer Finger flog in die Höhe:

„Der Sattler hat etwas gesagt, Herr



Selma Lagerlöf in ihrem Heim mit ihrer Mutter.

Die bekannte Schriftstellerin ist kürzlich zu Mitglied der nur von achtzehn Personen gebildeten Schwedischen Akademie gewählt worden. Sie ist die erste Frau in der Akademie seit ihrem 128-jährigen Bestehen.

Professor, was Sie haben sagen wollen."

"Was ich sagen wollte?" sagte nachdenklich der Professor, und es gab eine lange Pause des Nachdenkens. Dann sagte der Professor:

"Der Sattler hat recht — das habe ich wirklich fragen wollen. Also, Schwegerl: Als was stürzt sich der Rhein in den Bodensee?"

Dem Schwegerl war die eifern festgelegte Antwort längst eingeküßert worden:

"Als ein Jüngling," sagte er bedächtig, und seine Ehren legten sich befriedigt wieder nach hinten. Auch der Professor war befriedigt.

"Schön," sagte er, "als ein Jüngling — so, und jetzt kommen

wir also zu den Städten am Rhein — aufgepaßt, die ganze Klasse!"

Mit dem Zeigestab fuhr er über die Landkarte. Jetzt blieb der Stab auf einem runden Punkte stehen. Die Spitze zitterte darum herum: "Köln ist die größte Stadt am Rhein," sagte der Professor langsam und feierlich. Und dann noch einmal: "Köln ist die größte Stadt am Rhein — Salzbrunner wiederhol's."

Und der Salzbrunner wiederholte: "Köln ist die größte Stadt am Rhein." "Schön," sagte der Professor, und die Spitze seines Zeigestabes zitterte weiter nordwärts, "schön, und jetzt kommen wir zu Düsseldorf. Aufgepaßt, die ganze Klasse! Düsseldorf ist die schönste Stadt am Rhein — die schönste Stadt am Rhein." Dann kam eine Pause. Und dann:

"Dort gibt es den besten Weinmostrich — den besten Weinmostrich. Brandstetter, sag's nach."

Und der Brandstetter sagte es nach: "Düsseldorf ist die schönste Stadt am Rhein." Dann schwieg er.



Renntmannschaft des Radsportvereins „Radsportfreunde 1899 Düsseldorf“, Jean Esler, Düsseldorf.
die beim 50-km-Gau-Mannschaftsrennen des Gaues 4 (Rheinland) des Deutschen Radsport-Bundes als Sieger hervorging.

"Weiter," sagte der Geographieprofessor.

"Düsseldorf ist die schönste Stadt am Rhein," wiederholte der Brandstetter zögernd.

"Weiter, weiter, immer weiter!!"

"Dort gibt es den besten — den besten Mostrich."

"Weinmostrich," verbesserte der Professor.

Und ich kann es wieder beschwören: Das war alles, was wir über Düsseldorf hörten. Neulich hat mich ein Freund, ein alter Klassenkamerad, besucht.

"Und wo hast du deinen Wohnsitz jetzt?" fragte ich ihn.

"In Düsseldorf," war die Antwort — "Aha," sagte ich, "wo es den besten — den besten —"

"— den besten Weinmostrich gibt," ergänzte er und lächelte.

Aber da fällt mir noch so ein schöner Satz ein, ein Wüstenatz, den wir bei ihm auswendig lernen mußten, als unser Geographieunterricht den afrikanischen Erdteil ausdörte.



Das nach den Plänen von Professor Alohbach (Barmen) erbaute Landratsamt des Kreises Solingen in Opladen. E. Birkel, Elberfeld.

„Gefleckt wie ein Pantherfell liegt die Wüste vor den Augen des Beschauers, gelb der Sand, schwarz die Däsen.“ So hieß dieser Satz. Und ihr werdet mir sagen, das sei ein schöner Satz. Und recht habt ihr, es ist ein schöner Satz.

Aber einen Augenblick, bitte — laßt euch einmal diesen Satz fünfmal vorsagen, jedesmal mit einem wichtigen Akzent vorne und einem unterdrückten Gähnen hinten:

„O ihr Gefleckt wie ein Pantherfell liegt die Wüste vor den Augen des Beschauers, gelb der Sand, schwarz die Däsen uah...“ und lernt ihn auswendig bis zum nächsten Freitag (beide Zeigefinger in den Ohren):

„Gefleckt wie ein Pantherfell — gefleckt wie ein Pantherfell — gefleckt wie ein Pantherfell...“ und hört ihn wieder am nächsten Freitag, erst vom Schüler:

„Wie ein Pantherfell liegt die Wüste vor den —“

„Falsch! Der nächste!“

„Wie ein Pantherfell liegt die —“

„Auch falsch! Der nächste!“ — „Wie ein Panther liegt...“

„Wieder falsch! Sattler, sag' du's!“

Und Sattler, der Primus, sagte stolz und fest:

„Gefleckt wie ein Pantherfell liegt die Wüste...“

„Brav, Sattler,“ sagte der Professor, „so — jetzt der erste noch einmal...“ und schreibt dann den Wüstenatz sauber nieder in eure Klassenarbeit:

„Gefleckt wie ein Pantherfell...“ und hört ihn wieder bei der allgemeinen Wiederholung.

„Gefleckt wie ein Pantherfell...“ und sagt ihn schließlich in der Prüfung vor dem Herrn Inspektor auf:

„Gefleckt wie ein Pantherfell...“ und nachdem ihr das alles getan habt, will ich euch wieder fragen:

„Ein schöner Satz, nicht wahr? Ein wunderbarer Satz...?“ Und dazu möchte ich euer Gesicht photographieren, daß ihr's wißt.

Und als eine Rebanché, freilich, eine vorausgenommene Rebanché, hätte ich euch erlaubt, daß ihr mein Gesicht, daß ihr die Gesichter unserer Klasse photographiert hättet, als eines Tages ein neuer Geographieprofessor in unser Klassenzimmer trat und sagte:

„Nehmt einmal den Atlas, bitte.“

Den Atlas? O der war noch fast ganz neu. Den Atlas hatten wir



Professor Heupel-Siegen in Düsseldorf feierte am 20. Juni seinen 50. Geburtstag.

doch früher nie gebraucht? Was wollte mir der Neue mit dem Atlas?

„Nun schlagt die Alpen auf.“

„Wir wollen heute einmal eine Wanderung von München nach Venedig machen. Schaut die Karte genau an: Welchen Weg werden wir da wohl machen — der erste in der ersten Bank?“

Der erste in der ersten Bank, das war der Primus Sattler:

„Entschuldigen Sie, Herr Professor,“ sagte er, „das haben wir noch nicht gehabt.“

„Das weiß ich schon, brum sollt ihr's selber finden lernen auf der Karte.“

Aber der Sattler fand nichts auf der Karte, sondern blieb dabei, wir hätten es noch nicht gehabt. Und da geschah das Merkwürdige, daß der Schwegerl seinen Finger hob. Derselbe Schwegerl, der mit den Ohren wackeln konnte. Derselbe Schwegerl, der noch nie in einer Geographiestunde den Finger gehoben hatte.

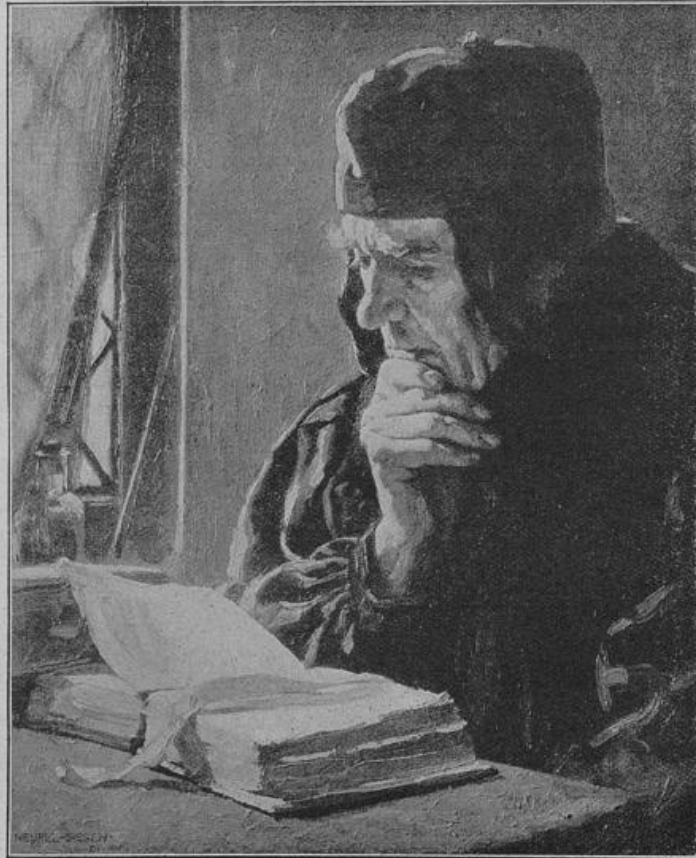
Und dann geschah das weitere Wunder, daß der Schwegerl tatsächlich den Alpenweg über die Brennerstraße aus der Karte herauslesen konnte, Fluß für Fluß und Stadt für Stadt.

Und des Schwegerls Ohren haben nicht gewackelt wie früher „aus Klassenviecherei“, sondern nur ein wenig gezittert haben sie vor Eifer und vor Aufregung, daß er einen Alpenweg hat finden können, daß er einen Alpenweg hat finden dürfen...

Und wie er fertig war, der Schwegerl, wie er angelangt war in Venedig, da sagte der neue Professor:

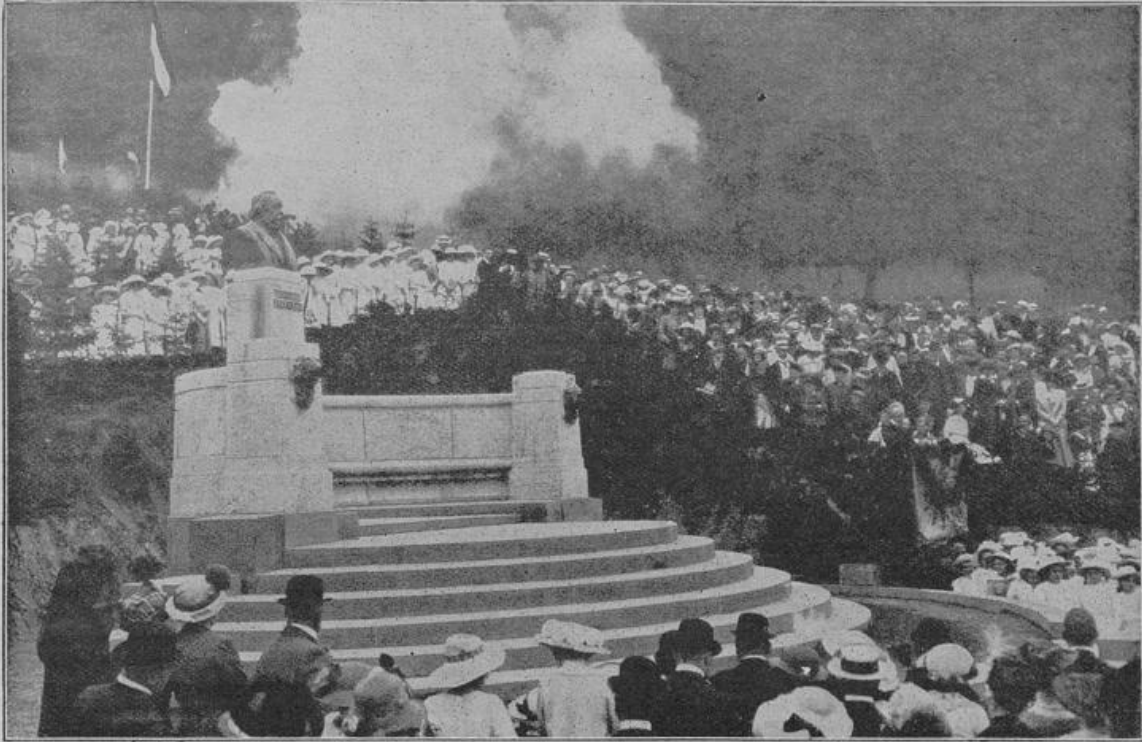
„Das war ganz richtig aus der Karte herausgelesen. So, und nun will ich euch diesen wichtigen Alpenweg auch noch lebendig machen mit dem, was ich selbst darauf gesehen habe, als ich einmal südwärts zog...“

Und dann erzählte der Neue, erzählte und erzählte... Mühsenstüß saßen wir auf unsern Bänken. Der grüne Innstrom rauschte. Innsbruck tauchte auf mit seinen Bergen überm „Goldenen Dach“, seinen erzenen Feldern in der Poststraße. Andreas Hofer stand am Iselberg mit seinen Schützen, die so prächtig zielen konnten. In die schweigende Pracht der Alpen ging es hinauf. Schäumend schoß der Eisack durch das Klassenzimmer — Bozen tauchte auf, das alte Bozen — und in der Ferne winkte schon Venedig...



Der Skeptiker. Ölgemälde von Professor Heupel-Siegen, Düsseldorf.

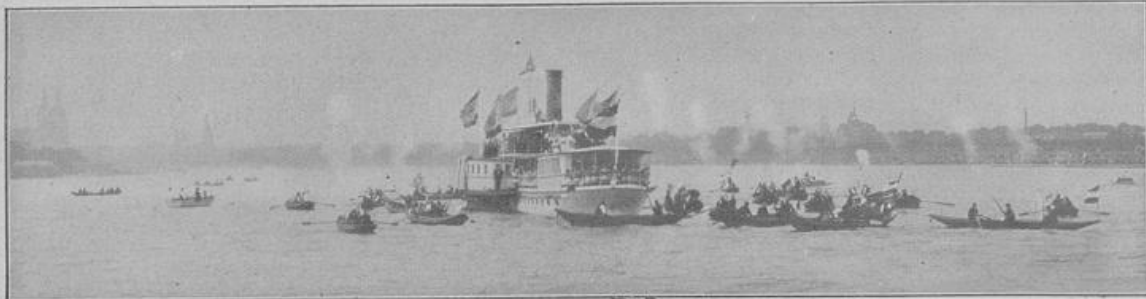
□ □ □



Entfaltung des Freiligrath-Denkmales in Hoflandsee: Rudolf Herzog hält die Festrede. Die Wüste ist ein Werk von S. Biens, einem Enkel Freiligraths. Franz A. Behr, Bonn.



Von der Anwerkerkatastrophe in Paris: Abersicht über die Erdsenkungen im Viertel St. Philippe du Roule, wo der Hauptkanal pflachte. In der 150 qm großen Senkung rechts wurden fünf Leichen gefunden.



Die Mülheimer Gotteskraft.

W. Manthaus.

Ein Dampfer fährt die Prozession auf dem Rhein von Mülheim bis an die Cölnner Grenze. Hier empfängt die Schiffergilde mit der Sebastianus Bruderschaft, die alter Tradition gemäß die bewaffnete Estorle stellt, auf etwa 30 Booten mit Salutschüssen die Gotteskraft. Die Boote umkreisen fortgesetzt den Dampfer, der langsam wieder stromabwärts bis nach Mülheim und an die Merheimer Grenze treibt, während die Schützen der Boote fortgesetzt Ehrensalven feuern. Auf beiden Rheinufereu sieht eine unzählige Menschenmenge dem eigenartigen Schauspiel zu.

Mein Herz ist am Rhein.

(54' n. S.)

Eine Rheinfahrt von J. C. Heer.

Unerwartung, Stromfrieden! In wirren Zungen singen die Wellen zwischen den Wäldern die Lieder, die sie aus dem Hochland mitgebracht haben. Das klingt und summt, das tönt und dröhnt in dieser Abgeschlossenheit wie von Bergheimweh, wie von Niederlandssehnsucht, alles ist Wanderlust. Kühlt und erfrischend steigt der Wasserodem empor, und selbst am heißesten Sommertag bleibt die Luft weich und wohligh zu atmen. Wassergebügel belebt den Strom, aus den Wäldern schwirrt der schillernde Eisvogel, der Weiß kreist über der Flut und holt sich den Fisch, vor dem Boot flattern die Wildenten auf und fliegen, eine Zickzackreihe bildend, mit Geschrei über den Strom: da und dort, bald auf dem schweizerischen, bald auf dem deutschen Ufer träumt ein Gehöft oder Dörfchen, und in seiner Nähe zieht ein Fischer seine Neusen, oder spielende Knaben fahren auf dem Strom. Merkwürdig, was ihnen alles als Schiff dienen muß, ein bloßes Brett, ein schmaler Balken, auf dem sie laun stehen können, und als Ruder ein Steden oder ein Tannenast!

Jetzt grüßt das türmeriche, hochromantische Schweizerstädtchen Laufenburg. Da müssen alle Fahrzeuge aus dem Strom gehoben werden, denn gleich unterhalb des Städtchens ist der Laufen, eine schreckliche Stromschnelle. Sehr schön überblickt man die Wasserflut von der zur Hälfte aus Holz, zur Hälfte aus Stein gebauten Brücke, die, in der Mitte auf einem steil aufragenden Felsen, dem Laufenstein, ruhend, in zwei Teilen vom schweizerischen Laufenburg nach dem badißchen Klein-Laufenburg hinüberfährt. Unmittelbar unter unseren Wänden verengt sich das Rheinbett zu einer Schlucht senkrechter, zerwaschener Granitfelsen, selbst aus den brüllenden Wassern reden sich hemmende schwarze Blöde. Eine in Schaum zerflatternde weiße Woge peitscht die andere mit grimmiger Wut hindurch, eine wahre Dämonenjagd. Regenbogen wölben sich über der schwarzen Spalte, in der der Sturz sein Donnerlied psallert. Zu beiden Seiten der Rinne liegen verwachsene Felsen frei, über die hin man Stege zu den

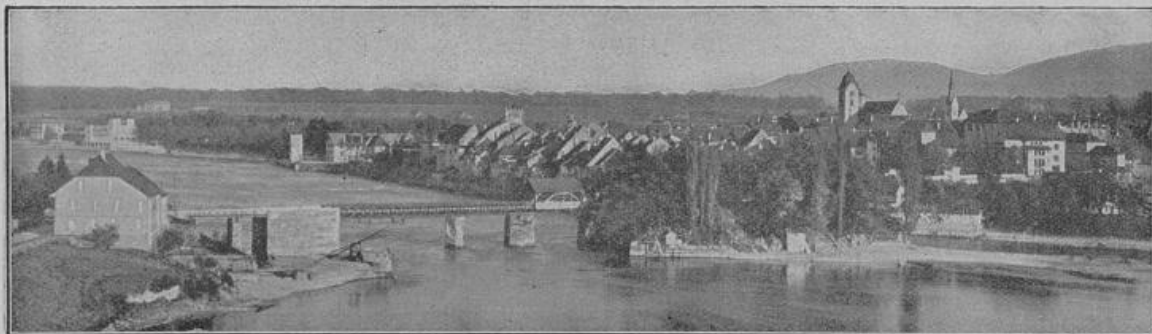
Lachsfällen am Strom gebaut hat. In seiner Hütte sitzt auf hohem Uferstein der Wächter, der mit einem Hebelwerk von langen Stangen, an die Eichenlöge befestigt sind, das Senknetz regiert. Eine Leine, die er in der Hand hält, verrät durch ihr Zittern, daß sich ein Fisch in dem Netz gefangen hat, ein Druck am Hebelwerk, das Senknetz steigt mit einem prächtigen Lachs empor. Jahrhunderte hatte Laufenburg den Ruf, die beste Lachsfangstelle am ganzen Rhein zu sein, aber die guten alten Zeiten sind vorbei, die Mägde in den kleinen Städten dieser Gegend, die es sich früher vertraglich ausbedungen, nicht mehr als einmal in der Woche Salm essen zu müssen, haben sich nicht mehr zu beklagen, daß man sie nur mit Fischgerichten abspise. Die Holländer haben es mit ingeniosen Einrichtungen verstanden, in den Mündungsarmen des Rheins ein solches Abperrungssystem durchzuführen, daß am Oberrhein verhältnismäßig nur wenige der edlen Flosfer mehr gefangen werden können.

Bei einem Weiler unterhalb Laufenburgs, wo sich der Strom beruhigt hat, steigen wir wieder in die Boote, die auf Wagen dorthin gefahren worden sind, und lustig wogen sie gegen Säckingen hin, das mit der schweizerischen Ortschaft Stein durch eine Brücke verbunden ist.

Säckingen — Liebe und Trompetenblasen! Die drei Begriffe sind nicht mehr trennbar. Dicht am Rheinufer liegt, was wir suchen:

„— eines Gartens wohlurchblümte Au
Und halbversteckt von Wildkastanienstämmen
Des Herrenschloßchens schlank getürmter Bau.“

Dort hat Margareta gewohnt, das Freifräulein von Schönau. Und im Rhein liegt eine Kiesbank, die bei hohem Wasserstand überflutet ist, bei niedrigem sich aber mit Kraut und Stauden begrünt. Das ist die Insel, auf der Jung-Werner die Trompete geblasen hat. Hinter dem barocken Herrenschloßchen steht die zweitürmige Stiftskirche, die in kostbarem Schrein die Gebeine des Heidenapostels Fridolin aufbewahrt, bei dessen Gedentprozession sich die Liebenden zuerft



Rheinfelden.

gesehen. — Jung-Werner steht als Erzstatue im Garten des Herrenschloßchens, der zur Sommerzeit seine Rosenpracht entfaltet, in lauschigen Tannengruppen Schatten spendet und mit einem Platanengang zum rosteinernen Wasserturm am Strome führt. Auf die von dem Barockgeländer umschlossene Schloßterrasse, hoch über dem wogenden, strudelnden Strom, schatten die alten Kastanienbäume, und mitten in dieser Baumreihe steht der berühmte Pavillon, wo nach der Dichtung Jung-Werner Margareta den Unterricht im Trompetenblasen gab, und unter dem Mansardenbächelchen grüßen uns noch die mythologischen Fresken des Malers Fludribus.

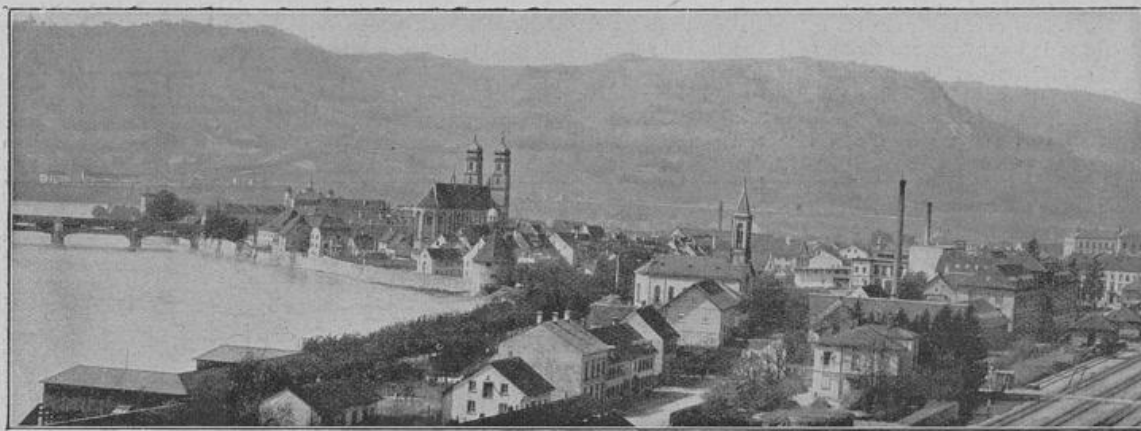
Am der „holzverschalten“ Brücke steht das Haus, in dem Scheffel von 1850 bis 1852 gewohnt hat, und in der Mitte ihrer langen Galerie, die von vielen Hundert ineinandergezapften Eichenbalken gebildet ist, der alte Nepomuk als Grenz Hüter.

Ein Lebewohl der ehrwürdigen Waldstadt, deren dicke Schiffschiffe sich vom tannendunkeln Hohenberg abheben. Ein letztes Schimmern und Leuchten, durch dunkle Wälder geht die Fahrt. In wallenden Wogen, in glucksenden, kreisenden Wirbeln strubelt der Strom, Fächerhütten mit romantischen Lachsfällen stehen am Ufer, und weit und breit waltet die Einsamkeit, die träumende Ruhe.

Stets erregter aber rast und tollt der Rhein. Ein Tanz rasender Bacchantinnen, die den Schaum aus erhobenen Kelchen verschleudern, geht über die Wogen. Mannshoch, zweif-, dreimal mannshoch stürzen die Wellen und überschlagen sich; um uns wogt nicht mehr

Rheinfelden ist ein reizendes Idyll. Die Brücke führt vom deutschen Ufer auf den Stein, eine vom Höllenhaden umspülte malerische Felseninsel, die in alter Zeit eine Burg trug, jetzt aber in hübsche Anlagen umgewandelt ist, dann in das Städtchen selbst. Sechs alte Türme erinnern daran, daß es früher eine bedeutende Rheinfestung gewesen ist, um die der Krieg zu verschiedenen Zeiten tobte. An die alte eisenmurrante Ringmauer lehnen sich äppige Gärten, auch innen ist das Städtchen freundlich und licht und gefällt mit seinen vielen altertümlichen Häusern. Die Statue Rudolfs von Habsburg in der Stiftskirche zu St. Martin und die großen würdigen Porträte der deutschen Kaiser von Ferdinand I. bis Franz II. im altertümlichen Rathaus erinnern daran, daß Rheinfelden mit dem Fricktal viel länger als die übrige deutsche Schweiz zum Deutschen Reich gehört hat, nämlich bis 1801. Erst durch den Frieden von Länneville wurde es der helvetischen Republik einverleibt. Wunderhübsch sitzt sich's auf den grünumrankten Häuseraltanen hoch über dem Rhein, dessen Gewoge von da nur wie lustiges Wellenrauschen erscheint. Dicht am Strome steht nahe bei der alten Johanniterkirche der Messerturm. Eine düstere Sage erzählt, daß die zum Tode Verurteilten von ihm auf ein Gerüst niedergestürzt wurden, das mit gekreuzten langen Messern besetzt war.

Schon rötet sich der westliche Himmel, ein goldener, herrlicher Sommerabend sinkt auf den Strom, der nach der Schlacht im Höllenhaden wie ein müder Kämpfer zur Ruhe gekommen ist und gelassen zwischen hohen Waldufern gen Basel wallt. Mit ihm unsere Boot-



Säckingen.

der Strom, sondern die empörte, erbarmungslose, opfergierige See, das ist Sturm bei blauem Himmel, Sphylia und Charibdis.

Ein falscher Handgriff, das Schiff zerbricht an den Felsklippen, die dunkel wie der Tod aus den weißen Bergen ragen, und kein Schwimmer hat genug starke Arme, daß sie ihn über die tausenden Wirbelröhren trügen, daß ihn nicht der nächste Wogenprall an dem zackigen Felsen zerschmetterte. Kaltblütig aber steht unser Führer am Steuer: an seinen gewaltigen Oberarmen spielen die Muskeln wie das springende Schiff im Strom, seine Augen, seine Stirn brennen, und unaufhörlich geht sein Befehl an die Ruderer: „Zieht, zieht! — Links — rechts — noch mehr rechts! — Achtung! — Ruder breit! — Ruder tief!“ — Unterdessen spritzen die Wellen ins taumelnde Schiff, daß an den Fahrgästen kaum ein trodener Faden bleibt, daß wir bis an die Knöchel im Wasser stehen.

Vor uns aber lacht ein Bild, das in seiner Gegenwirkung zu der tobenden Stromlandschaft einfach wunderbar ist, R h e i n f e l d e n , das Städtchen auf hohem Ufer leuchtet in der Spätnachmittagssonne, ein Sinnbild träumenden Friedens.

Nach einer Viertelstunde aufregenden Kampfes jagt das Schiff über den letzten, gewaltigen Strudel, und unterhalb der Rheinbrücke legt es mit einer kühnen Schwenkung am deutschen Ufer an.

Unsere Schiffsleute tiefen vor Schweiß, ihre Arme zittern im Nachspiel der Arbeit; aber auf der Brücke erwartet die Freundschaft die Badenden mit gefüllten Beckern, und wir ruhen, damit das Wasser aus dem Kahn geschöpft werden kann.

Einsam am Schweizerufer stehen im Abendschein die Trümmer des Amphitheaters der römischen Stadt Augusta Rauracorum, schon winkt auf ferner Höhe die weiße Krönungskirche, das Wahrzeichen Basels, immer satter an Farbe, Stimmung und Schönheit wird der Abend, und nun steht in rotem Schein vor uns die Stadt mit dem hochragenden Münster, mit ihren Türmen, Giebeln und Brücken. Wir fahren unter ihnen dahin und sind für diesen Tag am Ziel.

Ja, die Wellen! — Als ich aus dem Schiffe trat, schwankte der Erdboden unter mir, und als am Morgen um vier die Tagwacht erging, da wachte sie mich aus einem Traum, in dem ich auf sieben russischen Schauffelkarussells fuhr.

Nun hinein ins deutsche Land! Mächtig steht am Eingang des Markgrafenlandes der Pfleimer Klotz als Wächter am Strom, grenzenlos einsam aber ist die Fahrt durch die Niederungen.

Zwischen Dämmen, auf denen endlos wie Stromwachten und Soldaten Pappeln stehen, fließt der Strom, einformig heben sich von dunkelgrünen Buschwäldern, die den Einblick in die Uferlandschaften nicht gestatten, die weißen Kilometer- und Hundertmeterzeiger ab. Wohl hören wir, wie ferne Glocken zur Frühmesse läuten, wohl wissen wir, daß links und rechts hinter den Stromwäldern Hunderte von Dörfern liegen, allein wir sehen sie nicht. Die Ketten des Jura sind in blauem Duft hinter uns verschwunden, fern in den Westhorizont zeichnen sich die Linien der Vogesen, rechts sehen tannendunkel die letzten niedrigen Schwarzwaldhügel und silhouettenartig tiefer im Land der alles überragende Veldgen. Schiffsbrücken öffnen sich vor

uns und schließen sich hinter uns wieder, da und dort am Ufer liegt eine einsame Fähr, zwischen den Läden der Dämme schimmern alte tote Rheinarmer hervor, in denen die Wasser in blauen, träumenden Weibern stehen. Schwerfällig streicht ein Reifer über den Strom.

Endlich nach sechshündiger Fahrt ein Bild im Vorblick, das Erlösung aus dem Stilleben der Natur bedeutet. Auf einem Randhügel des Kaiserstuhlgebirges steht der Dom von Dreifach.

Alt-Dreifach, „des Heiligen Römischen Reiches Ruhefissen“, ist keine große Stadt, aber gerade recht für eine Stunde Rast. Beim Markgrafenwein kam mir die hübsche Geschichte vom Herrgottschneider von Dreifach, die ich einmal irgendwo aufgesehen habe, in Erinnerung.

Dieser Geschichte, aber arme Bursche hatte seine Augen zum schönen Töchterchen des Bürgermeisters aufgeschlagen, als er aber den Vater um die Hand der Jungfrau bat, erhielt er die höhnende Antwort: „Die sollt Ihr haben, wenn Ihr ein Kreuzifix höher als das Münster baut.“ Da zog der Bursche traurigen Herzens in die Fremde, lehrte aber nach drei Jahren zurück und machte sein Meisterstück: ein Kreuzbild, das vom Boden des Münsters bis zum Giebel steigt und ihn durchbricht. Vor dem vollendeten Kreuzifix wurde er mit der Bürgermeistertochter, die ihm die Treue bewahrt hatte, eingesegnet.

Das Kreuz wollte ich sehen. Zwischen den beiden Türmen des Münsters ragt seine Spitze aus dem Dach.

Wald geht es wieder ins Boot. Die Fahrt wird in dem sich erweiternden Rhein ein Kampf mit den Untiefen. Sorgfältig folgen unsere Schiffe der stärksten Strömung, die sich, immer wechselnd, bald gegen das eine, bald gegen das andere Ufer wendet und durch Kiesinseln in eine Menge von Armen verteilt wird. Alle Vorsicht kann es nicht hindern, daß unser Schiff von Zeit zu Zeit auf vom Wasser nur wenig überströmten Kiesbänken sitzt, und daß unsere Zungen aussteigen müssen, um es mit Zug oder Stoß flottzubekommen. ... Da schwebt fern wie ein Traum über dem grünen Land ein

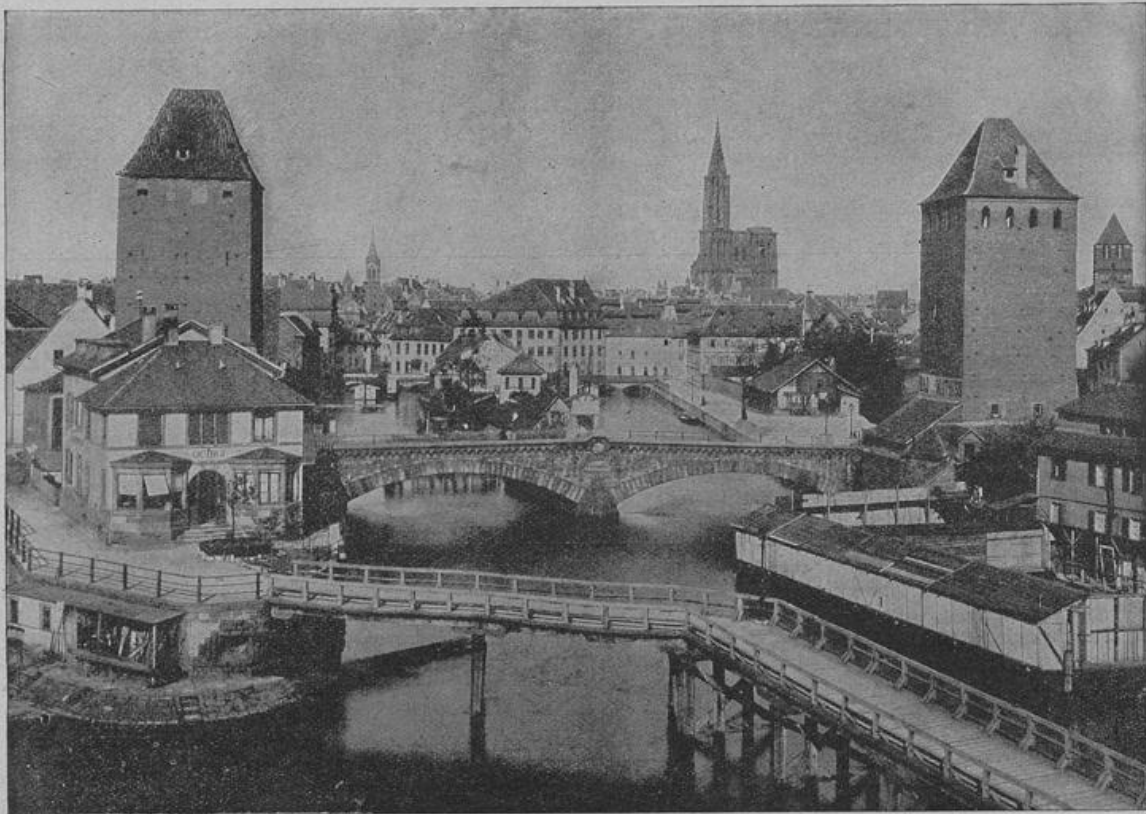
Krönchen und scheint über den Bäumen zu wandeln. Die Münster Spitze von Straßburg! Ein Fauchsen geht durch die Gesellschaft, die Wandermüden ermuntern sich, allein das Krönlein sinkt wieder unter den Horizont, und endlos geht über den graugrünen Wassern die Fahrt.

Nein, nicht endlos. Beim hundertfünfundzwanzigsten Kilometerzeichen, im Anblick der Schiff- und Eisenbahnbrücke von Kehl, biegt der Weidling aus dem großen Strom in einen seitlichen Arm, den „kleinen Rhein“.

Am Fischmarkt von Straßburg, an der geschichtlichen geweihten Stätte, an der vor Jahrhunderten das Züricher „glückhafte“ Schiff dem befreundeten Straßburg den heißen Hirsebrei überbracht hatte, legt unser Weidling an.

Ich besuchte das Münsterinnere am Morgen, am Mittag die Uhr, am Abend in der sinkenden Sonne die Türme, und wurde nicht satt, die gewaltige geistige Atmosphäre in die Seele zu saugen, den Hauch der Jahrhunderte, die das Heiligum unsichtbar, aber spürbar umwehen. Großartig und wunderbar in Wucht, Formen und Mannigfaltigkeit ist der Bau, man vergißt, daß ihn Menschenhände getürrt haben, unmittelbar wie die Natur, wie die Offenbarung der Ewigkeit selbst, ergreift er. Zwischen den großen Lineamenten, die mit dem Schwung der edelsten Gotik in die Bläue wachsen und steigen, als gäbe es für sie kein Gesetz der Schwere, von der unterirdischen Krypta bis zur Spitze brängt sich Bildwerk an Bildwerk, jedes in sich vollkommen, und alle zusammen von einer Annuit und Ziellichkeit, von einem Adel, einer Kraft, daß vor ihnen das Wort demütig schweigen muß.

Ahnungsvolles Dämmerlicht fällt durch die alten gemalten Glasmalereien, durch die farbensonnige, gewaltige Rosette über dem Portal in das Innere des Gottes Hauses, das sich in eine Menge von Kapellen auflöst. Schlauke Pfeiler streben zur Decke empor und an sie lehnen herrliche Gestalten, auf erhabenen Postamenten stehen die alten deutschen Kaiser in Steinbildern und sprechen zu uns von gewaltigen Zeiten.



Blick auf Alt-Straßburg.